

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4627) vierteljährlich 2,10 Mk., für 3 Monate 1,40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. exkl. Bestelgebld.

Redaktion: Tauscher Str. 10/21.
Telegraphen-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.
Telephon 2721.
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Inserate werden die 5spaltige Zeile oder deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die fällige Nummer früh 9 Uhr. — Ausgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauscher Straße 10/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen

Ein Humbig.

Leipzig, 21. August.

Einmal, erzählt der unsterbliche russische Satiriker Saltykov in einer seiner Fabeln für Erwachsene, rief eine kleine Karausche das übrige geringe Fischvolk zusammen und hielt eine Ansprache. Sollen wir uns so weiter ruhig von dem gefährlichen Hecht decimieren lassen? frug sie. Es muß doch irgend etwas geschehen, um Ruhe, Frieden und Sicherheit im Teiche herzustellen. Nun habe ich eine glänzende Idee. Ich gehe zum Hecht und stelle ihn zur Rede. Paßt auf, wenn ich dem Ungeheuer tüchtig ins Gewissen rede, wird es keine Antwort, finden und — sich bessern. So geschah es auch. Die kleine idealistische Karausche stellte sich einmal tapfer vor den großen Hecht hin, der der Schrecken des Teiches war, und frug ihn mit erregter Stimme, warum er sein schändliches Räuberhandwerk treibe. Weil ich Appetit habe, antwortete ruhig das Ungeheuer. „Ja, aber weißt du denn auch, was Tugend heißt?“ rief mit ebem Pathos die idealistische Karausche. Auf diese vernichtende Frage sperrte der Hecht vor lauter Erstaunen seinen Rachen auf, machte aus gepreßter Brust einen tiefen Atemzug und — siehe da, die Karausche rutschte plötzlich ganz unversehens in seinen Bauch.

Die Rolle dieser idealistischen Karausche spielt in unserem kapitalistischen Teich der sozialreformerische Professor. Wenn es aber bisher schien, daß Deutschland ganz besonders mit dieser edlen Species gesegnet sei, so bewelsen die neuesten Nachrichten vom Jenfer des Ozeans, daß wir es hier mit einer hervorragend internationalen Erscheinung zu thun haben, und daß die gütige Vorsehung offenbar zur Weiterleitung des Lebens dafür gesorgt hat, daß überall, wo es raublustige kapitalistische Hechte, es auch idealistische professorale Karauschen giebt, die ihnen die schreckliche Frage nach der Tugend stellen.

In den Vereinigten Staaten Nordamerikas haben sich „gutgesinnte Bürger“ zu einer Civic Federation zusammengeschlossen und im September soll in Minneapolis gar ein allgemeiner nationaler Bund zur Ausöhnung des Kapitals mit der Arbeit geschaffen werden. Ein paar hoffnungsvolle amerikanische Sombarts, einige Berlepsche der Vereinigten Staaten sind die Veranstalter, ein paar höhere Pfaffen sollen nicht fehlen, man munkelt sogar, daß der Präsident Roosevelt zu dem Unternehmen wenigstens einen kleinen Speech beisteuern wird, und nun mag das amerikanische Großkapital vor Staunen den Rachen aufreißen.

Als ein prächtiges Seitenstück zu dieser Gründung des „sozialen Friedens“ in Amerika kann der XVI. Bericht des Commissioner of Labour dienen, der das Bild des

sozialen Krieges in den Vereinigten Staaten für die letzten zwanzig Jahre bietet. Es sind nämlich in der Zeitspanne von 1881 bis 1890 nicht weniger als 22 793 Streiks in der Union ausgebrochen, die zusammen über 6 Millionen Arbeiter in mehr als 100 000 Unternehmungen umfaßten und dem Unternehmertum circa 123 Millionen Dollar an unmittelbaren Verlusten gekostet haben!

Das ergibt also im Durchschnitt über ein Tausend Streiks jährlich, oder richtiger seit der Mitte der achtziger Jahre, d. h. seit dem eigentlichen Aufschwung der Großindustrie in den Vereinigten Staaten gerechnet über 1300 Streiks mit circa 366 000 Beteiligten jährlich. Dies ungerechnet noch die Aussperrungen, die in derselben Zeitspanne im Durchschnitt mehr als 50 Betriebe im Jahre betroffen haben.

Bei näherem Zusehen zeigt aber dieselbe Statistik auch deutlich die wundeste Stelle des wirtschaftlichen Lebens der Union — die Verhältnisse in der Kohlenindustrie. Fast ein ganzes Drittel der Gesamtzahl der Streikenden in den verkohlten zwei Jahrzehnten entfällt auf die Kohlengräber: von den 6 Millionen fast 1,9 Millionen! Im Durchschnitt dauert jeder amerikanische Kohlengräberstreik 49 Tage, und wenn sich die Kosten des wütenden wirtschaftlichen Krieges von zwei Decennien für die Arbeiterklasse einzig und allein an verlorenen Arbeitslöhnen auf ganze 258 Millionen Dollar belaufen, so haben hiervon die Kohlengräber allein über 106 Millionen Dollar an Verlusten getragen!

Solche elementare Erschütterungen sind offenbar nicht besonders gebedlich für die amerikanische Kohlenindustrie, die sich in den letzten Jahren fest vorgenommen hat, den europäischen Absatzmarkt zu erobern. Die riesigen und erbitterten Kämpfe in der Montanindustrie halten denn auch am meisten die öffentliche Meinung der Union in Atem, wie es auch zweifellos ist, daß im besonderen die neuesten professoralen Anstalten zur Stiftung des „sozialen Friedens“ in Amerika unter dem unmittelbaren Eindruck des jüngsten pennsylvanischen Kohlengräberstreiks gemacht werden.

Aber gerade dieser Umstand zeigt auch am drastischsten, wie sehr die junge Ausgeburt des sozialen Versöhnungsgeistes von vornherein als eine Totgeburt zur Welt kommt. Die pennsylvanischen Kohlenfelder sind ein in der Geschichte des Kapitalismus einzig dastehendes Beispiel der sozialen Allmacht des Kapitals, wie sie, alle staatlichen, rechtlichen, sittlichen Schranken niederstampfend, zur Wiederbelebung der antiken Sklaverei in verschlimmelter, weil modern-raffinierter Gestalt führt. Hierfür genügt als Probe bloß ein kurzes Fragment aus dem offiziellen Bericht einer von dem Washingtoner Kongreß in den neunziger Jahren veranstalteten Parlamentsenquete.

„Die Kommission hat gefunden, lautet der Bericht, daß die Anthracitcompagnien (in Pennsylvanien) Tausende überflüssiger Arbeiter in der Hand haben, damit sie einander in der Nachfrage nach Beschäftigung und in der Unterwürfigkeit überbieten; daß sie die Arbeiter absichtlich in Unkenntnis halten, wann in den Gruben gearbeitet werde und wann nicht mehr, so daß die Arbeiter nicht anderswo Beschäftigung suchen können; daß sie sie zum Wohnen in ihren Arbeiterhäusern zwingen und von ihnen den Mietzins beziehen, ob die Arbeiter ihren Lohn beziehen oder nicht, wobei diese mit Weib und Kind mitten im Winter aus der Wohnung gejagt werden, falls sie streiken; daß die Compagnien die Arbeiter zwingen, größere Karren zu füllen, als in der Lohnverabredung vorgesehen war, ferner daß die Arbeiter bei den Compagnien Pulver und andere Arbeitsmittel zu enormen Preisen kaufen müssen, desgleichen die Kohle für den Eigengebrauch zu Syndikatspreisen und oft in einer von der Gesellschaft diktierten, den Bedarf des Arbeiters übersteigenden Menge; daß die Arbeiter zur Bezahlung eines von der Compagnie angestellten Arztes genötigt werden, ob sie ihn brauchen oder nicht; daß die Arbeiterschaft von den Läden des Syndikats ihre Lebensmittel beziehen muß, so daß wenn der Zahlungstag kommt, sie gar kein Geld kriegt, wobei es denn passiert ist, daß ein hart arbeitender Kohlengräber sein Lebenslang sich abgerackert hat, ohne je einen einzigen Dollar baren Geldes in der Hand gehabt zu haben; daß die Compagnien den Arbeitern im Falle einer Schieferbeimischung oder sonstiger Verunreinigung der Kohle die ganze Arbeit mullen und auf diese Weise 5 bis 50 Tonnen Kohle gratis auf je 100 bezahlte Tonnen gewinnen.“ zc. zc.

Es bleibt noch übrig hinzuzufügen, daß dieselben Anthracitcompagnien die Eisenbahnen in ihrer Hand haben, daß sie eine eigene mit Revolvern ausgerüstete Polizei im ganzen Kohlenrevier halten, um das Bild der allmächtigen Herrschaft des Kapitals zu vervollständigen.

Und diesen Riesentatellen, die sich über den Staat und die Geseze hinwegsetzen, die umgekehrt den amerikanischen Staat selbst in ihrer Tasche haben und mit Hunderttausenden von Menschenexistenzen mit brutaler Gewalt schalten und walten, diesen kapitalistischen Haifischen wollen nun die paar Dugend amerikanische Sombarts und Berlepsche zurufen: Wist Ihr denn, was Tugend heißt?

In den Vereinigten Staaten nimmt alles Riesendimensionen an! Wenn die „Versöhnungsmission“ unserer deutschen Sozialreformer mitten in den scharfen Klassengegensätzen und Klassenkämpfen eine platte Lächerlichkeit ist, so sind die analogen Anstalten ihrer amerikanischen Kollegen im klassischen Lande der Truste und Kartelle, im Lande des Justizmordes und des „Anarchistenprozesses“ vom Jahre 1886 — ein echt

Seuilleton.

Das tägliche Brot.

Roman von Klara Diebig.

Frau Reschke weinte. Lange Jahre waren keine Thränen in ihre Augen gekommen, nicht, als ihre Mutter starb, nicht, als sie den Emil, ihr vorjüngstes Kind, begrub — der war ja nur neun Wochen alt geworden! Aber nun weinte sie. Langsam, spärlich nur, entzündete ihren Augen das ungewohnte Raß. Aber es brannte doppelt.

So schlich der Tag hin. Keine Sonne am Himmel; der Keller erhellte sich heute gar nicht. Wenn „er“ doch wieder käme! Vielleicht, daß er in der Abenddämmerung heimlich erschien, aus Furcht vor dem Vater sich nicht recht traute? Er mußte doch wissen, daß die Mutter ihn nicht im Stiche ließ!

Als es auf den Abend ging, hielt Frau Reschke es in ihrer Unruhe nicht mehr aus; sie schickte Grete nach der Kleinen Mauerstraße, da sollte sie in Arthurs früherer Wohnung nachfragen. Vielleicht, daß er da war!

Sie gab dem Mädchen sogar zehn Pfennige zum Hin- und Zehn Pfennige zum Zurückfahren. „Daß die Der aber nicht untersteht, nen Troschen zu vernaschen und denn zu laufen“, brochte sie. „Um Dir müde Beene zu sparen, laß ich Der nich' fahren. Genzig un alleene wejen Athurn, det it Bescheid kriegen!“

Ganz entsezt kam Grete zurück. Arthur war seit gestern früh von dort fort, aber die Vermieterin hatte sie festgehalten, als sie sagte, sie wäre die Schwester, und

ihr gedroht und den noch rückständigen Rest der Miete verlangt. Und ein Mann war der Frau zu Hilfe gekommen, und beide hatten entseztlich geschimpft. Nur unter der Versprechung, es den Eltern zu sagen und unter der genauen Angabe von deren Adresse, hatten die bösen Leute sie gehen lassen. Sie zitterte noch.

„O Du hämlichet Frauenzimmer,“ schrie Frau Reschke, „Dir muß man schon schicken! Da fällt man schöne rin! Wat brauchste denn det zu sagen?“

Ehe sich's Grete versah, hatte sie eine Ohrfeige weg; und sie ging weinend und versteckte sich bei den Hunden.

Schwarze Schatten des Abends krochen in den Keller; so schwer hatte die Dunkelheit noch nie gelastet. Das war mehr als Dunkelheit.

Die da unten schauerten. Mutter Reschke fröstelte, und Vater Reschke, der heute mehr denn je mit den Augen geblingelt, rückte näher zu seiner Frau. Sie saßen stumm bei trüblichem Lampenschein hinten in der Stube; vorn in den Laden kam heute kein Mensch, der neue Grüntram weiter die Straße hinunter feierte das Jubiläum seines halb-jährigen Bestehens. Da gab's Wein, ein Glas gratis.

„s is ja man nur Kappelwein,“ sagte Vater Reschke endlich, und dann seufzte er. „Ne, was man nich' allens erlebt, det sind auch so 'ne neue Moden! Na, Mutter, komm, wer wollen uns wieder vertragen!“

Sie hob die geröteten Ader und sah ihn zum erstenmal heute an, nicht gerade freundlich, aber auch nicht unfreundlich.

„Deine Augen wollen mer ooch jar nich' recht jefallen,“ sagte sie. „Aber wenn man erst mit'n Dokter anfängt, is keen Loskommen nich' — ach ja!“

Er wischte sich die Augen. „Komm's mir nur so dunkel vor, oder is Ders ooch so dunkel?“

„Ne, ne, es is ooch dunkel, hier!“

Sie drehte die Lampe höher, daß sie schwelte, aber doch erhellte der matte Strahl nicht das Zimmer; die Finsternis war stärker.

Sie saßen wieder stumm. — — —

Gegen neun Uhr kam Trude, Bertha hatte sie vom Geschäft abgeholt. Sie waren beide sehr lustig und lachten übermütig. Und doch war ihr Lachen keine Wohlthat; Vater Reschke sah mißmutig drein.

„Mann, was's denn da los?“

„Wir sind einjeladen!“ Trude drehte sich wirbelnd auf einer Fußspitze herum, sagte dann Bertha um die Taille und tanzte mit ihr in die Kammer hinein.

„Von wem denn?“ rief Mutter Reschke ihnen nach, ihre Neugier erwachte doch ein wenig. „Von Lade-wichen?“

„I wo!“ Ein helles Lächeln Trudes antwortete. „Wat se nu wieder uf'n Kieker hat!“ Mutter Reschke schüttelte den Kopf und rückte sich bequem zu recht. „Wenn er sich man bloß erklärte! Du mußt ihn mal den Daumen ufs Doge drücken, Reschke! Det's doch keene Art, er knutscht ihr ab, aber „erklären“ is nich!“ Sie seufzte und sank dann wieder in ihre Stummheit zurück.

Drinnen in der Kammer machten die jungen Mädchen Toilette. Sie beeilten sich. Der Bräutigam hatte seine Braut, das Fräulein, das mit Trude am selben Lager bediente „verseht“, und wartete nun mit seinem Bruder und noch einem Freund des Bruders, in einem Restaurant in der Nähe, auf die beiden „Cousinen“.